

Flaschenhalter

von Thomas Knackstedt, Alfeld

Es ist Sommer in der Stadt. Die Sonne badet die Straßenschluchten Berlins in gleißendes Licht und die Menschen verlassen ihre Häuser.

Ich habe die Lafschuhe geschnürt und mache mich auf den Weg. Meine Beine sollen mich zum Landwehrkanal, nach Treptow, an die Spree und wieder zurück tragen. Wenn ich hier bin, liebe ich diese Läufe durch den urbanen Dschungel der großen Metropole.

Ist es zu Hause die Stille im Wald oder auf einem offenen Feld, die zum Nachdenken und Abschalten animiert, so sind es hier die unzähligen Eindrücke menschlichen Verhaltens, die mich auf jedem Meter der Laufstrecke in den Bann ziehen.

Ich brauche ein paar Kilometer, ehe ich völlig frei im Kopf bin. In den letzten Jahren ist mein alternder Körper nicht mehr bereit, von der ersten Sekunde an, die Freigabe für alle Bewegungen zu realisieren. Die Knie und die Oberschenkelmuskulatur brauchen fünf Kilometer ehe sie so arbeiten, wie ich das von ihnen erwarte. Erst jetzt schafft sich eine gewisse Lockerheit Raum in meinem Körper. Die Extremitäten funktionieren von allein und mein Kontrollzentrum beginnt, sich mit der Umgebung zu beschäftigen.

Als ich in die Treptower Straße einbiege, fällt mein Blick auf zwei junge Männer, die auf einer Bank sitzen. Es ist kurz nach 10 Uhr und beide starren ausdruckslos auf einen imaginären Punkt im Nirgendwo. Ihre Hände umklammern jeweils eine fast leere Bierflasche. Da ist kein Gespräch, kein Lachen, kein Zeichen von Leben. Nur die Flaschen und eine alles umfassende Aura von Leere, die den Bereich der Bank umgibt.

Hmmmh... denke ich. Ziemlich niederschmetternd. Wenn ich ein Bier in der Hand habe, bin ich meistens gut gelaunt. Aber okay, das ist nicht morgens um 10 Uhr.

Ich drehe meine Lieblingsrunde ums Sowjetische Ehrenmal, lausche den harten Klängen der russischen Sprache, die aus den Mündern der Besucher zu mir herüber klingen und laufe

kurze Zeit später ans Ufer der Spree. Eine Spielverderber-Wolke schiebt sich vor die Sonnenscheibe.

Gleich auf der ersten Grünfläche sitzt ein älterer, ungepflegter Mann im Schneidersitz auf der Erde. Vor ihm liegen zwei leere Bierflaschen auf dem Rasen. Eine halbvolle Flasche befindet sich in seinen Händen. Sein Blick ist starr auf die leeren Flaschen gerichtet. Er nimmt weder mich, noch sonst irgendein Detail seiner Umgebung wahr. Der Typ scheint im gleichen Paralleluniversum unterwegs zu sein, wie die beiden Bankhocker an der Treptower Straße. Irgendwie gefällt mir das nicht...

Als ich zur Berliner Insel komme, kreuzt eine Kindergartengruppe meinen Weg. Junges, sprudelndes, quirliges Leben. Eingepresst in viele kleine Körper, die den Übermut all dieser Gefühle und Bewegungswünsche ihrer Besitzer kaum aufnehmen können. Das zaubert ein Lächeln auf mein Gesicht, denn: Genau so sollte es ein.

Ich drehe mich nach dem bunten Kinderhaufen um und achte nicht auf den Weg. Als ich wieder nach vorn schaue, pralle ich fast gegen einen verwahrlost wirkenden Jugendlichen, der direkt vor mir steht. Er zieht einen blauen Müllbeutel hinter sich her. Vermutlich muss er Arbeitsstunden ableisten und hier für irgendeinen Scheiß, den er angestellt hat, den Müll aufsammeln. Das macht er nicht besonders gut. Sein Blick ist starr, die Mundwinkel hängen genau so schlaff herab wie seine Arme und aus der Seitentasche seiner abgetragenen Jeans lugt der Hals einer Bierflasche. Das holt mich sofort auf den Boden der Tatsachen zurück.

Jetzt kommt die Sonne wieder heraus und ihre Strahlen verwandeln die Oberfläche der Spree in ein glitzerndes Funkenmeer. Zwei tobende Hunde schießen an mir vorbei. Spielend jagen sie sich, schnappen sich gegenseitig und überschlagen sich bellend auf dem Grünstreifen neben dem Weg. Das pralle Leben in Fell und Pfoten verpackt.

Direkt hinter ihnen sitzt ein junges Paar auf einer Parkbank. Sie werden von einem Dutzend Plastiktüten eingerahmt, die sie um die Bank drapiert haben. Ich vermute, das wird ihr gesamter Hausrat sein. Die beiden strahlen allerdings nicht die Zuversicht von Chaplins Tramp aus, sondern scheinen als Mensch gewordenen Statuen symbolhaft für die Hoffnungslosigkeit, die Einsamkeit und die Aufgabe zu stehen. Tote Augen starren auf den Boden vor ihren Füßen.

In den Händen halten sie Bierflaschen. Sie reden nicht, sie lachen nicht, sie halten nur die Flaschen und verströmen einen spürbaren Hauch von Trostlosigkeit.

Eine Stunde später bin ich wieder auf dem Cottbusser Damm. Es ist warm geworden. Das schweißnasse Laufshirt klebt mir auf der Haut. Ich tauche in das wuselnde Gewirr der Menschen auf dem Gehweg ein. Hier in der Menge ist es schwer, einzelne Gestalten auszumachen. Doch als ich mich darauf konzentriere, vielleicht auch hier ein paar Flaschenhalter ausfindig zu machen, erschlägt es mich fast. Bisher habe ich nie darauf geachtet. Fast an jeder Straßenecke bekomme ich ein Exemplar zu Gesicht. Die Marken der Bierflaschen in ihren Händen mögen unterschiedlich sein, ihre Gesichter sind es jedoch nicht.

Ich beschleunige meinen Schritt, biege in den Innenhof des Mietshauses ein und renne die Treppe hinauf. Was ich jetzt brauche, ist das Lachen meiner Gefährtin oder ihre warme, gefühlvolle Berührung. Das Wissen, nicht allein zu sein, und vielleicht noch der Blick in den Spiegel. Dort will ich mein Lächeln sehen, mich einfach vergewissern, dass es noch nicht verschwunden ist...